



Theologie in Zeiten des Wandels Impuls bei der Konferenz der Kirchen am Rhein (GEKE-Regionalgruppe) 11. Mai 2026, Landau in der Pfalz

Liebe Schwestern und Brüder,

es ist mir eine Freude und Ehre, hier in Landau bei Ihnen zu sein.

Wir treffen uns als Kirchen in einer Zeit tiefgreifenden Wandels. Europa verändert sich sozial, kulturell, politisch und spirituell. Das Vertrauen in Institutionen ist geschwächt. Zugehörigkeitsmuster sind lockerer geworden. Die alten Bündnisse zwischen Gesellschaft und Kirchen haben sich weitgehend aufgelöst. An vielen Orten ist die Kirche nicht mehr der kulturelle Standard. Man könnte auch sagen: Sie bietet nicht mehr wie früher eine verbindende Sprache des Lebens.

Wir wissen das. Wir spüren es in unseren Gemeinden, in unseren Kirchenleitungen, mit unseren Gebäuden, in unseren Statistiken, in unserer eigenen Erschöpfung. Wir spüren es in der Trauer über den Weggang von Menschen. Wir spüren es im Verlust an Glaubwürdigkeit. Wir spüren es in der berechtigten Wut über das Versagen der Kirche, insbesondere im Umgang mit Missbrauch. Und wir spüren es in der wachsenden Distanz zwischen überlieferten kirchlichen Formen und dem Leben, das die Menschen tatsächlich führen. Wir sollten das nicht romantisieren. Etwas geht zu Ende.

Aber daneben steht eine andere Wahrheit: Der spirituelle Hunger der Menschen ist nicht vorbei. Die Sehnsucht nach Sinn, das Bedürfnis nach Segen, nach Vergebung, nach Hoffnung, nach Stille, nach Gerechtigkeit, nach Barmherzigkeit, nach einer Sprache, die über Tod und Liebe und Schuld und Vertrauen sprechen kann. Die Ahnung, dass es eine Kraft braucht jenseits meiner Möglichkeiten und meines eigenen begrenzten Horizonts, um in einer Welt des Irrsinns die Zuversicht nicht zu verlieren – all das ist immer noch da.

Die entscheidende Frage ist also nicht, ob die Theologie noch eine Aufgabe hat. Die hat sie. Die entscheidende Frage ist, ob die Theologie fähig ist, diesen Moment kraftvoll zu deuten und der Kirche zu helfen, zu ihrer Aufgabe zu finden.

Das ist meine grundlegende Überzeugung heute: Zeiten des Wandels sind nicht nur eine Krise für die Kirche. Sie können zu einem Moment theologischer Klärung, spiritueller Vertiefung und kirchlicher Erneuerung werden.

Im März hatten wir zu diesem Thema ein Treffen der GEKE-Regionalgruppe Süd-Ost-Europa. Diese Regionalgruppe hatte sich letztes Jahr dazu entschlossen, das Thema Theologie in Zeiten des Wandels zu ihrem Schwerpunktthema bis zur nächsten Vollversammlung zu machen. In der Süd-Ost-Europa-Gruppe sind 24 Kirchen Mitglied, von der Schweiz und Bayern bis zur Ukraine und Russland und von Tschechien und Ungarn bis Italien und Griechenland. Viele leben in extremen Minderheitensituationen. Entsprechend unterschiedlich sind die Sichtweisen auf „Wandel“. In den Vorgesprächen letztes Jahr machten einige Teilnehmer deutlich, dass Theologie in ihrer Sicht ein Schutz sein sollte gegen die Deformierungen des gesellschaftlichen Wandels. Die Theologie selbst habe ein zeitloses Thema, das Evangelium von Jesus Christus, und könne sich daher selbst nicht wandeln. Die anderen sagten, gesellschaftlicher Wandel sei unvermeidbar und die Kirche müsse sich damit auseinandersetzen. Theologie habe die Aufgabe, zum Glauben sprachfähig zu machen im Wandel.

Die Spanne ist also groß in unserer Süd-Ost-Gruppe. Als bayerische Landeskirche führen wir hier seit Gründung die Geschäfte, sind also Dienstleister und haben so schon einige Erfahrung mit den Chancen und Herausforderungen, in einer solchen Gruppe zu kontroversen Themen zu arbeiten. In der letzten Periode ging es um Demokratie – das Ergebnis wurde bei der GEKE-Vollversammlung in Sibiu vorgestellt. Es war ein schwieriger Dialog über Jahre, aber methodisch wurde aus der Not eine Tugend gemacht: Die Gruppe lernte, einander zuzuhören und die Positionen jeweils stehen zu lassen, sie miteinander zu dokumentieren, auf Gemeinsames und Trennendes hin einzuordnen und Impulse für kirchliche Arbeit vor Ort zu diesem Thema zu entwickeln.

Zum Thema „Theologie in Zeiten des Wandels“ habe ich für unsere Regionalgruppentreffen Süd-Ost-Europa in Florenz im März einige Thesen formuliert, die ich auch Ihnen vorstellen und im Lichte der bisherigen Diskussion entfalten möchte.

These 1: Wandel ist nicht der Feind des Glaubens. Wandel ist eine Möglichkeit für Klärung.

Der christliche Glaube und die Kirchen sind nie allein unter stabilen Bedingungen entstanden. Glaube war immer Aufbruch. Abraham verlässt sein Land. Israel durchlebt Exodus und Exil. Die Urkirche wächst durch Migration, Konflikt, Improvisation und kulturelle Übersetzung. Die Reformation selbst war keine Verteidigung einer festgefügteten Welt. Sie war ein Ringen darum, das Evangelium unter veränderten Bedingungen neu zu hören.

Wir sollten also aufhören, so zu reden, als sei Kontinuität die einzig treue Form des kirchlichen Lebens. Das ist sie nicht. Treue hat auch die Form der Unterscheidung in Zeiten des Umbruchs. Denn wenn wir uns vorstellen, dass Glaube gleichbedeutend mit Kontinuität ist, dann erscheint jede Veränderung wie Niedergang und jeder Verlust wie Verrat. Wenn wir uns jedoch an die biblische Geschichte erinnern, wird Veränderung zu einer Sichtweise, aus der heraus an die Kirche deutliche Fragen gestellt werden müssen: Was ist wesentlich? Was muss bewahrt werden? Und was muss losgelassen werden? Welche neue Verbindlichkeit ist jetzt erforderlich?

Eine Kirche kann auf Veränderung mit Panik reagieren. Sie kann mit Nostalgie reagieren. Sie kann mit Aktivismus reagieren. Sie kann reagieren, indem sie Formen verteidigt, die einst fruchtbar waren, nun aber schwerfällig geworden sind. Nichts davon reicht aus. Die Theologie muss auch mehr tun, als Strukturreformen mit frommen Worten zu schmücken. Sie muss uns helfen zu verstehen, was geschieht, was losgelassen werden muss, was bewahrt werden muss und welcher neue Gehorsam nun von uns verlangt werden mag. Das ist manchmal schmerzhaft. Aber es kann auch befreiend sein.

Uta Pohl-Patalong formuliert dies mit großer Klarheit. Sie argumentiert, dass alle kirchlichen Formen provisorische menschliche Formen sind, die versuchen, den Menschen die Liebe Gottes zugänglich zu machen. Sie sind an sich nicht ewig. Sie sind immer fragmentarisch, immer begrenzt, immer eines Umdenkens bedürftig. Theologisch ist das ein sehr wichtiger Punkt. Er nimmt uns unseren falschen Absolutismus. Er erinnert uns daran, dass das Evangelium immer größer ist als die Formen, die es tragen.

Das bedeutet, dass Veränderung nicht automatisch ein Abfallen von der Treue ist. Sie kann ein Akt der Treue sein.

These 2: Die Kirche der Zukunft muss geistlich tiefer werden, nicht nur strukturell schlanker.

In Bayern wie auch anderswo lernen wir eine harte Lektion: Die Zukunft der Kirche wird nicht allein durch Personalpläne, Finanzmodelle oder Immobilienkonzepte entschieden. Diese sind wichtig. Natürlich sind sie wichtig. Aber sie beantworten nicht die zentrale Frage. Die zentrale Frage ist anspruchsvoller: Welche Art von Glauben wird die Kirche in die Zukunft tragen?

In einem Vortrag im letzten Jahr habe ich es recht pointiert formuliert: Wenn wir über die Zukunft der Kirche sprechen, müssen wir über die Zukunft des Glaubens sprechen. Das gilt nach wie vor. Karl Rahners alter Satz hat nach wie vor Gültigkeit: Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein – oder gar keiner. Und Jörg Zink hatte Recht, als er sagte: Wenn wir in Zukunft glaubwürdig über den Glauben sprechen wollen, müssen wir genauer auf gelebte Erfahrung hören.

Ich denke, wir sind uns hier einig: Menschen warten nicht darauf, dass die Kirche sich besser erklärt. Was vermutlich relevanter ist für viele Menschen ist Gespräch, Gemeinschaft und Orte, an denen sie atmen, beten, schweigen, trauern, fragen, zuhören können und begleitet werden.

Deshalb glaube ich, dass eines der entscheidenden Bilder der Kirche für Zeiten des Wandels dieses ist: die Kirche als Schule der spirituellen Wahrnehmung. Eine Kirche, in der Menschen lernen, die Gegenwart Gottes in ihrem Leben zu erkennen. Eine Kirche, in der Stille keine Verlegenheit ist, sondern tiefe Sehnsucht. Eine Kirche, in der das Gebet nicht nur Dekoration ist, sondern echt. Eine Kirche, in der die Heilige Schrift nicht nur analysiert, sondern gehört wird. Eine Kirche, in der Pfarrer, Seelsorger und kirchliche Mitarbeiter nicht nur Erklärer der Religion sind, sondern spirituelle Begleiter.

Das ist mir in Bayern sehr deutlich geworden. Immer wieder begegne ich Menschen – innerhalb und außerhalb der Kirche –, die auf spiritueller Suche sind, zutiefst müde und oft auch innerlich zerrissen. Und viele von ihnen lehnen Transzendenz nicht ab. Sie lehnen Oberflächlichkeit ab. Und sie sind einer schriftgelehrten Predigtsprache müde, die Gott als Thema von Texten erklärt, statt ihn zu bezeugen mit Klang, Wort, Musik, Schönheit und Stille. Mit glaubwürdigem persönlichem Zeugnis und einer Theologie, die mir mein Leben weit macht.

Wenn Kirchen ihre spirituelle Substanz verlieren, versuchen sie derzeit oft, dies durch Aktivität zu kompensieren. Das funktioniert nicht lange. Es erschöpft die Menschen. Es erzeugt Reformrhetorik ohne innere Energie. Es macht die Kirche gleichzeitig geschäftig und oberflächlich.

Wir brauchen etwas Tieferes. Wir brauchen Formen des geistlichen Lebens, in denen spirituelle Erfahrung und theologische Reflexion wieder zusam-

menkommen: Meditation und Liturgie, Pilgern und biblisches Lernen, Segen und öffentliche Verantwortung, Kontemplation und Solidarität.

Die Geschichte bestätigt dies. Immer wieder, wenn die institutionelle Kirche in eine Krise geriet, entstand Erneuerung dort, wo die Menschen den lebendigen Glauben wiederentdeckten: im Mönchtum, in der mystischen Tradition, in Reformbewegungen, im Pietismus, in ökumenischen Gemeinschaften, in Gebets- und Dienstgemeinschaften. Erneuerung wird dort möglich, wo die Erfahrung Gottes existentiell real wird.

These 3: Die Kirche der Zukunft wird kein Alleskönner sein. Sie wird ein Netzwerk aus eigenständigen, sich ergänzenden Orten sein.

Hier finde ich wieder Uta Pohl-Patalong besonders aufschlussreich. Eines ihrer stärksten Argumente ist, dass die Kirche aufhören sollte, fast alles an fast jedem Ort anbieten zu wollen. Sie fordert stattdessen vorbildliche Arbeit: Verschiedene kirchliche Orte sollten unterschiedliche Dinge tun, mit klareren Profilen, klareren Prioritäten und klarerer Ausrichtung auf die Menschen, die sie tatsächlich erreichen wollen. Das klingt nach einem praktischen Vorschlag. Tatsächlich ist es eine theologische Korrektur.

Denn die Vorstellung, dass jede Gemeinde irgendwie eine vollständige Kirche für alle sein sollte, ist unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht nur unrealistisch. Sie ist auch theologisch irreführend. Das Evangelium ist immer größer als jede einzelne lokale Verkörperung. Jede Form des Dienstes ist fragmentarisch. Jede Ortsgemeinde ist unvollständig. Jede Gemeinschaft lebt von Gaben, die sie nicht in sich selbst besitzt.

Wenn wir das akzeptieren, kann es sehr entlastend sein. Dann müssen wir nicht mehr von jeder Gemeinde verlangen, alles zu tun. Dann können wir zulassen, dass ein Ort eine Kirche der Stille wird, ein anderer eine Kirche der Musik, ein weiterer eine Kirche der diakonischen Präsenz, ein anderer eine Kirche mit starker Jugend- und Sozialarbeit, ein weiterer ein Zentrum für Trauerbegleitung, ein anderer ein Ort der öffentlichen Theologie, ein weiterer eine digitale Gemeinschaft, ein anderer ein Ort, an dem Migranten und Einheimische die Kirche gemeinsam gestalten.

Das kommt Pohl-Patalongs Vision einer Kirche sehr nahe, die aus verschiedenen kirchlichen Orten mit unterschiedlichen Profilen besteht, die alle auf eine zentrale Frage ausgerichtet sind: Wie können die verfügbaren Ressourcen so eingesetzt werden, dass möglichst viele Menschen der Liebe Gottes begegnen können? Diese Frage ist viel besser als die übliche kirchliche Frage, die oft lautet: Wie können wir so viel wie möglich von dem bewahren, was wir bereits haben?

Aber seien wir ehrlich: Dieser Wandel ist emotional nicht einfach. Die Territorialgemeinde hat echte Stärken. Sie bewahrt die Erinnerung. Sie schafft lokale Zugehörigkeit. Sie sorgt für Kontinuität. Sie prägt seit Jahrhunderten die protestantische Identität. Doch in weiten Teilen Europas kann sie nicht länger als unangefochtenes Leitmodell fungieren. Die Gesellschaft ist zu mobil, zu pluralistisch, zu differenziert. Die Ressourcen sind zu begrenzt. Die Erwartungen sind zu vielfältig. Wenn wir weiterhin von jeder lokalen Einheit die gesamte religiöse Verantwortung einfordern, werden wir die Kirche nicht retten. Wir werden sie überlasten.

In Bayern hat der Prozess „Profil und Konzentration“ genau diese Fragen in den Mittelpunkt gerückt, weil die Realität klar ist: Die Kirche kann mit schwindenden Ressourcen und unveränderten Erwartungen nicht weitermachen. Sie muss sich über ihren Auftrag klarer werden, ihre Prioritäten stärker bündeln, überregional kooperativer sein und bereit sein, Strukturen dem Zweck unterordnen zu lassen. Das war schwierig. Es ist es immer noch. Die Menschen trauern. Identitäten sind betroffen. Bindungen sind real. Das muss respektiert werden. Aber eine Lektion ist bereits klar: Klarheit ist hilfreicher als Unklarheit. Wenn die Kirche weiterhin jedem alles verspricht, obwohl sie weiß, dass sie es nicht halten kann, wird sie unehrlich und ermüdend. Klare Prioritäten sind kein Verrat an der Kirche. Sie sind oft die Voraussetzung für neue Energie.

Dies führt zu einem neuen kirchlichen Bild: die Kirche als ein Netzwerk differenzierter, miteinander verbundener Orte statt als eine Ansammlung paralleler, überlasteter Einheiten. Das erfordert einen kulturellen Wandel. Weniger Besitzgier. Weniger Eifersucht. Weniger Denken in Kategorien wie „meine Leute“, „meine Gemeinde“, „mein Gebiet“. Mehr Wertschätzung der Verschiedenheit. Mehr Zusammenarbeit. Mehr Vertrauen darauf, dass der Leib Christi wirklich aus unterschiedlichen Gaben besteht und nicht nur aus wiederholten Kopien derselben Form.

Beispiel: Buntes Haus Miesbach (<https://www.miesbach-evangelisch.de/herzlich-willkommen-im-bunten-haus>)

These 4: Kirchenentwicklung muss eine Mitte haben. Aber nicht die Kirche steht im Zentrum, sondern Christus, der die Menschen ruft, heilt und befreit.

Wenn Kirchen unter Druck geraten, rückt fast automatisch die Institution ins Zentrum. Wie sichern wir Mitgliedschaft, Personal, Gebäude, Finanzen? Diese Fragen sind nicht falsch. Aber sie werden mühsam, wenn sie zur letzten Frage werden. Dann wird Kirchenentwicklung zu kirchlicher Selbstbehauptung. Christologisch gedacht beginnt sie anders. Sie fragt zuerst: Wo erkennen wir heute die Stimme Christi? Wo ruft er Menschen in Nachfolge?

Wo begegnet er uns in den Verwundeten, Suchenden, Armen, in den Übersehenen? Und welche Gestalt von Kirche dient dieser Begegnung?

Das Neue Testament ist hier sehr klar. Jesus verkündet nicht zuerst eine Institution, sondern das Reich Gottes. Er sammelt Menschen in seine Nachfolge. Er heilt, vergibt, ruft zur Umkehr, überschreitet soziale Grenzen und stellt Menschen wieder auf die Füße. Kirche entsteht als Gemeinschaft um den auferstandenen Christus, nicht als Zweck in sich selbst. Deshalb muss jede kirchliche Reform christologisch geprüft werden: Macht sie Christus erkennbarer? Macht sie seine Barmherzigkeit erfahrbarer? Macht sie seine Freiheit und Gerechtigkeit konkreter? Wenn nicht, kann sie organisatorisch geschickt sein und trotzdem geistlich leer bleiben.

Hier lohnt der Blick in US-amerikanische Diskussionen. In der „missional church“-Bewegung wurde stark betont, dass Kirche nicht eine religiöse Organisation mit eigener Mission ist, sondern Anteil nimmt an der missio Dei. Dieser Gedanke fand dann auch Widerhall beim Lutherischen Weltbund: Nicht die Kirche hat eine Mission, sondern Gottes Mission hat eine Kirche. Das ist eine heilsame Verschiebung. Sie entlastet die Kirche von narzisstischer Selbstbeschäftigung. Aber sie verschärft zugleich die Frage: Sind unsere Strukturen, Gottesdienste, Bildungsorte und Leitungssysteme wirklich auf die Sendung Christi ausgerichtet – oder auf die Reproduktion unserer vertrauten Formen?

US-amerikanische Theologie erinnert uns aber auch durch die Black Church und durch James H. Cone daran, dass Christus nicht abstrakt bleiben darf. Der Christus, dem die Kirche folgt, ist der Gekreuzigte und Auferstandene, der sich mit den Erniedrigten identifiziert. Eine christologische Fokussierung ist darum nie bloß innerkirchliche Frömmigkeit. Sie ist öffentlich, politisch und verletzlich. Sie fragt, ob die Kirche den Christus der Armen, der Versklavten, der Ausgeschlossenen und der Opfer von Gewalt erkennt – oder ob sie ihn durch eine bürgerliche, harmlose Religiosität verdeckt.

Dasselbe lernt die Kirche von der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. Gustavo Gutiérrez, Jon Sobrino und andere haben gezeigt: Die Frage nach Christus ist nicht zu trennen von der Frage nach den Armen. Die „Option für die Armen“ ist keine zusätzliche Sozialethik neben dem Evangelium. Sie ist eine Weise, Christus selbst wahrzunehmen. Wer Kirchenentwicklung christologisch denkt, fragt also nicht nur: Was stärkt unsere Organisation? Sondern: Welche Entwicklung macht uns frei für Christus im Nächsten? Wo werden Menschen aus Angst, Schuld, Abhängigkeit und Ungerechtigkeit aufgerichtet? Wo wird das Kreuz nicht verdrängt, sondern als Ort göttlicher Solidarität mit der Welt verstanden?

In europäischer Perspektive ist das entscheidend. Eine Kirche, die kleiner wird, darf nicht zuerst ängstlich werden. Sie muss klarer werden. Weniger

Institution kann mehr Christus bedeuten – aber nur, wenn die Reduktion nicht bloß Sparprogramm bleibt, sondern geistliche Konzentration wird. Christologische Fokussierung schützt gerade vor Engführung. Denn Christus führt die Kirche aus sich selbst heraus: zu den Menschen, an die Ränder, in die Ökumene, in die Konflikte der Welt, in die Stille des Gebets und in den konkreten Dienst.

Das Kriterium christlicher Kirchenentwicklung lautet daher schlicht und anspruchsvoll: Wird durch das, was wir tun, Christus glaubwürdiger bezeugt – als Trost der Müden, als Wahrheit gegen die Lüge, als Versöhnung in zerrissenen Gesellschaften, als Befreiung der Bedrängten und als Hoffnung über den Tod hinaus?

These 5: Kirchen brauchen sowohl Stabilität als auch Experimentierfreudigkeit – was Pohl-Patalong als „Ambidextrie“ bezeichnet.

Was heißt das für die konkrete Kirchenentwicklung? Uta Pohl-Patalong greift zu dieser Frage das Organisationsmodell der Ambidextrie auf – wörtlich: mit beiden Händen geschickt sein – und zeigt, warum es für die Kirche wichtig ist. Wenn sich die Umstände grundlegend ändern, muss eine Hand das weiterführen und weiterentwickeln, was noch Leben in sich trägt. Die andere Hand muss neue Formen erkunden, experimentieren und neue Kontaktflächen für das Evangelium erschließen.

Genau das ist unsere Situation. Eine Kirche kann nicht allein von permanenter Innovation leben. Die Menschen brauchen Verlässlichkeit: Gottesdienst, Seelsorge, Sakramente, vertrauensvolle Beziehungen, Kontinuität, Jahresrhythmen, Orte, an denen der Glaube wohnen kann. Aber eine Kirche kann auch nicht überleben, indem sie das Alte so lange verfeinert, bis es zusammenbricht. Wo sich der Kontext tiefgreifend verändert hat, muss die Kirche neue Formen wagen. Die zentrale Erkenntnis lautet: Beide Hände sind notwendig, und beide müssen einander respektieren. Die experimentierfreudige Hand darf die etablierte Hand nicht als altmodisch verachten. Die etablierte Hand darf die experimentierfreudige Hand nicht als Bedrohung betrachten. Beide gehören zum einen Leib Christi.

Pohl-Patalong hat Recht, wenn sie darauf besteht, dass dies nur mit einer neuen kirchlichen Kultur funktioniert: einer Kultur der Wertschätzung, des Vertrauens und der Lernbereitschaft. Eine Kultur, die nicht durch Angst vor Fehlern gelähmt ist. Eine Kultur, die Experimente bewerten kann, ohne diejenigen zu demütigen, die es gewagt haben, sie zu versuchen. Eine Kultur, die den Menschen vertraut und dem Evangelium vertraut, das Jesus Christus in den Mittelpunkt stellt.

Das bedeutet, dass wir geschützte Räume für Experimente brauchen. Es bedeutet, dass Ressourcen nicht nur in die Bewahrung überlieferter Formen fließen dürfen. Es bedeutet, dass die Leitung neue Initiativen aktiv unterstützen muss. Es bedeutet, dass nicht jede Innovation skaliert werden muss. Es bedeutet, dass die Kirche lernen muss zu sagen: Das hat funktioniert, das hat nicht funktioniert, das hat uns überrascht, das muss weitergeführt werden.

In Bayern lernen wir das langsam. Wir sind noch nicht am Ziel. Manchmal sind wir noch zu vorsichtig, zu bürokratisch, zu sehr an alte Reflexe gebunden. Aber die Richtung stimmt: Wir brauchen eine Kirche, die das Bewährte bewahren und das Notwendige erfinden kann.

Was kann uns Kraft zum Wandel geben?

Was kann uns in dieser Zeit die geistliche Kraft zum Wandel geben?

Erstens gibt das biblische Zeugnis Kraft. Das Volk Gottes hat nie nur in stabilen Zeiten gelebt. Der Glaube musste immer Migration, Verlust, Neuinterpretation und Hoffnung lernen. Und das haben Menschen getan – durch Gottes Gegenwart durch Krisen hindurch einen neuen Blick auf das Leben zu gewinnen.

Zweitens gibt theologische Ehrlichkeit Kraft. Sobald wir aufhören, so zu tun, als sei jede überlieferte Form heilig, werden wir freier, zu fragen, was dem Evangelium heute wirklich dient.

Drittens: Gemeinsamer Dienst gibt Kraft. Die Kirche der Zukunft wird nicht von isolierten Geistlichen getragen werden, die immer mehr leisten. Sie wird von interdisziplinären Teams, von engagierten Freiwilligen, von geistlichen Begleitern und von Netzwerken der Gaben getragen werden. Die Kirche wird glaubwürdiger und lebenswerter, wenn der Dienst wirklich geteilt wird.

Viertens: Mitgefühl gibt Kraft. Die Kirche der Zukunft ist nur dann eine Erneuerung wert, wenn sie den Verwundeten gegenüber aufrichtiger, den Schwachen gegenüber aufmerksamer, zum Zuhören fähiger, zur Umkehr bereit und entschlossener ist, die Liebe zu verkörpern, die sie verkündet.

Schlussfolgerung

Europa verändert sich. Die Kirchen verändern sich. Manche Verluste sind unumkehrbar. Manche Formen werden nicht zurückkehren. Manche Trauer ist berechtigt.

Die Aufgabe der Kirche ist es nicht, sich um jeden Preis zu erhalten. Ihre Aufgabe ist es, den Menschen zu helfen, dem lebendigen Gott zu begegnen. Ihre Aufgabe ist es, Gemeinschaften des Gebets, der Hoffnung, der Wahrheit und der Solidarität zu bilden. Ihre Aufgabe ist es, die Liebe Christi in einer verwundeten Welt greifbar zu machen. Für diese Aufgabe brauchen wir Theologie. Als Mut. Als Läuterung. Als Freiheit.

Mein Schlusssatz lautet also: Theologie in Zeiten des Wandels muss der Kirche helfen, geistlich tiefer, strukturell klarer, gemeinschaftlich weiser und missionarisch mutiger zu werden. Dann wird der Wandel nicht einfach über uns hereinbrechen. Dann kann er eine Chance sein, dass die Kirche wieder lernt, wozu sie von Christus gerufen ist.

Vielen Dank.